Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Natur und Menschen in Louisiana.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

denen es um die Wahrheit zu thun ist, mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden würde.

Es wird Krieg geben, solange sich die Menschen in ihren Interessen feindselig begegnen. Er wird bald mit der Feder, bald mit dem Schwerte geführt werden. Sind aber die kriegführenden Parteien erst darin einig geworden, durch rasche Entscheidung den Hader zum Schlusse zu führen, so wird die Erinnerung an die vom Kriege geschlagenen Wunden milder werden und nicht ferner zu einem Familien- resp. Nationalhasse führen, dem die höhern Culturzustände unsrer Zeit zwar Einhalt zu thun vermochten, dessen gänzliche Aussöhnung aber erst dann erfolgen wird, wenn mit der Erkenntniß des Völkerrechts das Völkerrecht eine Wahrheit geworden ist. —

Natur und Menschen in Louisiana.

In unsrem gemäßigten Klima erweckt das behagliche Gefühl des Wohlbefindens leicht eine große Weichheit und Apathie, die vor allem Plötzlichen, Ungeheuern erschrickt; die Jahreszeiten sind zwarf scharf gesondert, aber sie haben einen regelmäßigen, langsamen, ruhigen Verlauf, im Winter heizt man ein, öffnet im Sommer die Fenster, wir fragen das Wetterglas, die Windfahne, wissen ziemlich genau, wann wir die Ueberröcke hervorzusuchen und abzulegen haben. — Wie unser Leben ist auch die Natur, still, emsig, mäßig; damit ist alles gesagt.

In den südlichen Klimaten Amerikas, besonders in dem Golf von Mexiko, läßt sich nichts voraussehen; alles ist ungeheuer, alles überschreitet unser gewöhnliches Maß. Hier ist eine kaum glaubliche Mischung von Wohl und Uebel, von Ueberfluß und Mangel, von reichen Städten und in den Einöden zerstreuten Hütten, von Milde und Grausamkeit, von Glück und Elend. Italien hat nichts, was die Reinheit des Himmels über Louisiana während des Winters überträfe; die Luft ist Arznei, die Tage sind lang, wie bei uns im Frühjahr; Monate lang wölbt sich über uns ein Azurblau, nur selten durch einen furchtbaren Gewittersturm verdüstert, der die Wälder verheert, Städte erzittern macht, hier und da eine Wohnung anzündet und gleich einer Sündflut einen Regenstrom herabsendet, der auf seinem Zuge alles überschwemmt. Der Sommer, dessen Herrschaft zwei Drittel des Jahrs währt, beginnt mit dem Südwinde. Mit ihm kommen die Krankheiten, und alsbald ist alles tödtlich; die Fieber verbreiten sich wüthend über Stadt und Land, raffen die Europäer, Nordamerikaner, selbst die Creolen dahin und erfüllen die Gassen mit Särgen, Todtengesängen und Thränen; reich und arm, schwarz und weiß — nichts, nichts bleibt verschont.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaum ausgeschifft, fühlt der Reisende den Fieberfrost durch seine Glieder schauern, er setzt sich erschöpft nieder, sinkt kraftlos um und vielleicht schon am folgenden Tage ist sein Leib von den fahlen Flecken überzogen; er springt rasend auf, ringt durch eine letzte Anstrengung noch einmal das fliehende Leben zurück und sinkt todt nieder. Dann flieht man die Städte, die Kranken strömen zu den Wohnungen zurück und die Pflanzer schlagen hoch auf den Bergen ihre Hütten auf, um dort wo möglich eine gesundere Luft zu athmen. Die keuchenden Neger drängen sich in die Hospitäler der Pflanzungen, schlafen im Schatten, und im Hause des Pflanzers fächeln die jüngern den ermatteten unter seinem Moosdache ruhenden Herrn, während die Lilas hier und da einen dunkeln Schatten auf das Haus werfen und die offnen, mit Vorhängen geschmückten Fenster vergebens einen wohlthätigen Luftzug herbeilocken; denn alles ist glühend, unbeweglich, todt, kein Lüftchen regt sich. Und wer sich um Mittag ins Freie hinauswagt, hat keinen andern Schatten, als den seines breiten Hutes, welcher die senkrechten Sonnenstrahlen abhält.

Der Wald ist nur noch der Aufenthalt ekelhafter, tödtlicher Schlangen, summender Mosquitos und Millionen giftiger Insekten; scheu wagen sich des Abends die Rehe an das Ufer der Seen, um Futter zu suchen und schreien jämmerlich unter den unaufhörlichen Stichen der Mosquiten; von Hitze und Ermattung überwältigt, brüllt auch der Tiger; die Klapperschlange windet ihren schrillenden Schwanz und verwundet die unter Lianen schlafenden wilden Pferde, die Wölfe der Grassteppen, die Füchse und die Büffel. Den unbedeutendsten Dornenriß muß man ausbrennen oder der Fieberkrampf durchdringt mit wüthender Eile das Fleisch, wühlt in den Gebeinen wie ein scharfer Stachel, dörrt die Glieder und zwängt Mund und Kehle zusammen; dann treten jene convulsivischen Zuckungen ein, welche ein ebenso durchdringendes Geschrei erpressen, wie der Schmerz und gleich der Folter auch die stärkste Kraft brechen.

Wenige Familien sehen den Winter herankommen, ohne einen der Ihrigen beweinen zu müssen; aber die letzten Strahlen der heißen Sonne trocknen die Thränen, welche zu reichlich flossen, als daß sie lange währen konnten. Der Schmerz eines Creolen ist ungestüm, leidenschaftlich, tief empfunden, wird aber ebenso schnell vergessen, obwol die schlecht geheilten Wunden oft von neuem bluten.

Der Winter ist das eigentliche Leben der Pflanzer; dann folgen einander ohne Aufhören Bälle, Gastmähler, Vergnügungen aller Art; der Reichthum glänzt in jeder Form, Gold kommt und geht in großen Massen und die Felder stehen im reichsten Schmuck der Ernte. Dringt man in das Innere der Wälder, so sind die Seen mit Enten, Gänsen, Trappen, schottischen Bernaschen, Schwänen, Flamingos, Ibis und Bekassinen bedeckt, welche sie buchstäblich

von einem Ende bis zum andern wie mit einer schwarzen Decke überziehen. In zahlreichen Rudeln streifen die Rehe umher, Bären ziehen haufenweis zu den Maisfeldern und kehren zu ihrem Verstecke in einer alten Palme heim. Die Indianer kommen aus den Steppen hervor und handeln mit den Weißen, Pulver und Kugeln gegen ihr Pelzwerk eintauschend.

Freie, edelherzige Gastfreiheit ist die Tugend der Bewohner Louisianas. Wird ein Fremder unterwegs krank, so klopfe er dreist an die Thür einer Wohnung und er wird eine Ruhestätte, sorgsame Pflege und Freunde finden, die als Lohn nichts als seinen Dank verlangen. Unbesorgt bleibe er, bis er ganz hergestellt ist; er wird dann des Abends beim Feuer der fröhlichen, aufmerksamen Familie seine Reisen erzählen, an allen Festen in der Nähe theilnehmen, bei den Freunden seines Wirthes willkommen sein und beim Abschied wahrscheinlich ihre Thränen mit den seinigen sich mischen sehen.

Die Orientalen sind während der heißen Tage nicht indolenter, die Russen nicht unermüdlicher in den Winterjagden, als die muntern, unerschrockenen Creolen, welche stets zu Rosse, bald auf Eiderdunen, bald auf Bärenfellen schlafend, jagd- und vergnügungssüchtig, stets heiter und von einem in Europa nicht leicht zu findenden Lebensmuthe sind. Und welch herrliche Pflanzungen, welch liebliche Dickichte von Orangenbäumen, Magnolien und Bananen; welch entzückende Hecken von Youkas, mit ihren wie chinesische Glockenthürme herabhängenden Blüten; und diese ungeheuern Wälder von Baumwolle, die, weißer als Schnee, ihre schwarze Hülle öffnet, um ihren Reichthum im Ueberfluß auszustreuen, — dieses glatte, grüne Rohr, diese Zuckermühlen, wo der Syrup gesiedet wird, wo die Räder brausen, Sklaven und fleißige Herren in ewiger Thätigkeit begriffen sind, denn jeder Arm voll Rohr ist so gut wie ein Piaster. Und diese Negerhütten, welche wie Lagerzelte aneinander gereiht, sich unter Palma-Christi, Sassafras- und rundköpfigen Lilasbäumen dahinziehen! Im Frühjahr ist die Einöde von Balsam erfüllt, Blütenwolken schweben auf dem Hauche der Lüfte, Massen purpurner Gewinde, goldener Kränze, groß genug, ganze Städte zu schmücken.

Kommt die Zeit der Lust, dann findet man sie fast immer in Gesellschaft beisammen, die fröhlichen Bewohner Louisianas. Man sieht sie zehn Meilen im Umkreise herbeieilen, die ganze Nacht tanzen und mit Anbruch des Tages wieder zu Pferde steigen, um nach ihren Pflanzungen heimzukehren; junge, hurtige Leute, mit klugem stolzen Gesicht, das Haar schwarz wie Ebenholz, und braunem Teint; und frische fröhliche Mädchen, mit dem dunkeln Auge der Andalusierin, minder hochmüthig als die Merikanerinnen, lebendiger als ihre Nachbarn im Norden, im Innern der Seele Französinnen; gutherzig und sanft, als wüßten sie nicht, daß sie schön sind. — Man meldet den Creolen eine plötzliche Ueberschwemmung; die Wogen haben ihre Saaten verheert, ihre

Häuser weggeschwemmt, ihr Vieh ersäuft; sie sind auf ein Jahr ruinirt und — sie tanzen dennoch! Eine Seuche tödtet ihre Sklaven, ja dann werden sie traurig. Was bedauern sie? die Menschen oder ihr Geld? — — Die Sklaverei herrscht hier; Sklaverei, das große Laster des Lebens in Amerika. Die Creolen sind reich und diese Schwarzen müssen ohne Lohn für sie blutigen Schweiß vergießen; sie haben sich zu Tyrannen über ihr Leben gemacht. Aber die Peitschenhiebe, — und die Halseisen . . . . . !

Ich weiß auf diese Anschuldigungen nur das eine zu erwidern, daß die Sklaverei ein so alt eingewurzeltes Uebel, daß die jetzige Generation nicht mehr verantwortlich dafür ist. Ich vertheidige sie nicht, aber ich achte die Creolen, welche Mitgefühl für ihre Sklaven haben, und das ist die größere Zahl. Gibt es gleich noch solche Ungeheuer, wie ich manche der Rache der Völker bezeichnen könnte, so bin ich doch glücklich in dem Gedanken, ein halbes Jahr in einer Pflanzung gelebt, ohne einen Seufzer gehört zu haben.

Wir stehen an dem Fluß, welcher Arkansas und Louisiana scheidet. Links ist noch der blühende fruchtbare Staat Missisippi, der zum Theil aus den vormaligen spanischen Floridas entstand, welches, vom Meschacbé beginnend, am Ufer des Atlantischen Oceans in unermeßlichen Savannen sich verlor. Tiefer hinab sahen wir den Yazoofluß, von welchem die zahlreichen im Westen der Gebirge wohnenden Indianer ihren Namen erhielten, die der Beschreiber der Natchez zu den verschworenen Nationen rechnet.

Auf beiden Ufern des Flusses zeigen sich beträchtliche Ansiedlungen; täglich verliert der Missisippi mehr von seiner Stille, Einsamkeit und eigenthümlichen Erhabenheit. Mir, der ich kein Amerikaner bin, war, ich gestehe es, der Anblick dieser Niederlassungen doch oft peinlich. In der That, wenn solch eine ins Großartige getriebene Ansiedlung mit ihren Hütten, Gärten und ungeheuren Länderstrecken sich weiter und weiter ausbreitet, so liegt in dieser Macht menschlicher Industrie etwas Ernstes, Schönes, das wol Bewunderung erzwingt. Aber der Amerikaner übertreibt seinen Haß gegen die Bäume; blind wüthet er mit Feuer und Axt gegen seine prachtvollen Wälder, verbrannte Baumstämme, verkohlte Stümpfe sind die ersten Zeichen der beginnenden Cultur. Ich will versuchen, hier in leichten Umrissen eine Skizze davon zu entwerfen, wie man in Louisiana den Urwald bezwingt.

Hat ein Ansiedler den Ort gefunden, wo er sich niederzulassen gedenkt, so muß er zuerst die Gewächse abmähen, von welchen die Erde bedeckt ist, dann tausendfach verschlungene, von Busch zu Busch ziehende, und selbst dicht verwachsene, Platanen und Eichen umschlingende Lianen mit der Wurzel ausrotten; gewöhnlich hat das Feuer dies erste Geschäft zu besorgen, weil dann die Schlangen, Scorpione, Chamäleons, Eidechsen, Tiger und Bären erschrocken davonfliehen, welche seit Jahren die ungestörten Besitzer dieser

Strecken ihres gelobten Landes waren. Dann, wenn zu den Füßen der gigantischen Bäume alles in rauchenden Trümmern liegt, wenn die von der Flamme gedörrten Lianen wie ein feuriger Pfeil zum Gipfel ihrer alten Stützen hinaufflattern, und von Rauch geschwärzt, hoch an den Zweigen zittern, wenn die gleichfalls verzehrten Blätter in Staub zerfallen, und wie die Asche eines Vulkans in der Luft wirbeln, dann beginnt die Art ihr Werk. Neger treten vor und greifen den Baum an, nicht bei der Wurzel, — ihn zu fällen würde Wochen, ihn in der Länge zu spalten und zu trennen Monate erfordern, — nein, sie begnügen sich, einen tiefen, bis ins Herz dringenden Kerb einzuhauen, welcher den Lauf des Saftes stört: und der alte Bewohner der Wälder sieht sein Haupt trocken werden und verdorren, welches so mancher Frühling mit Blumen an goldenen Stielen schmückte. Die Reste des verbrannten Mooses bedecken mit ihrer Todtenfarbe den Fuß des Baumes, zittern in unheimlichem Geflüster, und verscheuchen noch lange die Drosseln, deren hungrige Schaar um die Erstlinge der Ernte mit dem Ansiedler im Kampfe liegt. Die Pflanzungen bestehen dann aus nichts, als umhegten Feldern, mit halbverbrannten Baumstämmen bedeckt, welche schwarz und melancholisch in die Lüfte ragen. Endlich kommt ein Sturm, und der todtwunde Baum stürzt krachend zu Boden, rollt in Trümmern dahin und zerdrückt hier und da Maisfelder, Rohr, Baumwollenstauden, und vielleicht einen trägen Neger, den man, wäre er nicht todt, gepeitscht haben würde, weil er unter dem Schatten desselben eingeschlafen war.

So macht die Zerstörung und Industrie mit jedem Winter neue Fortschritte. Was aber wird aus dem Indianer, dessen Hütte am Ufer des Flusses stand, und dessen einsames Versteck von dem Feuer des Ansiedlers verwüstet wurde? Traurig, sinnend, entfernt er sich; eine Falte mehr legt sich auf seine Stirn. Jagd ist sein Leben; wo aber das Wild finden, welches vor dem Anblick des weißen Menschen tief in die Wüsten hineinflieht? „Mögen sie auswandern mit ihren Bären und Büffeln," antworten die Ansiedler, „oder ihre Bogen wegwerfen, mit uns arbeiten und den Pflug ziehen!" Wie armselig und elend es uns auch erscheinen mag, so hat das wilde Leben für sie doch zu viel Reiz; sie sind dort geboren, dieses Land gehört vielleicht ihnen, sie sind lange die alleinigen Besitzer desselben gewesen. Aber die rothen Söhne des Landes ziehen in die Fremde, bei ungastlichen Stämmen Brot und Wasser zu erbetteln, in der Mitte zwischen ihren noch freien Feinden und den immer weiter vorrückenden Weißen, werden sie die Beute der Sioux, Osagen, oder Comanches. Auch dem Indianer, welcher die Gebeine seiner Väter auf den Rücken ladet, und seine theure Last bis zu dem Orte trägt, wo er finster und schweigend die neue Hütte aufschlägt, ist nicht jedes Land einerlei. Das Vaterland des Wilden war seine Hütte am Ufer des Flusses, überschattet von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dattelpalmen, Sykomoren, Lorbeerbäumen, die er allem übrigen vorzieht, weil er sie mit sich aufwachsen sah; der Baum, welcher ihm das Eisenholz zu seinen Pfeilen lieferte, die Platane, an welche er die Wiege seiner Kinder hing, tausend Gegenstände, welche ihm ein Theil seines eignen Selbst zu sein schienen, denen er Namen gab und die er lange beweinen wird. —

Nach und nach wird das Terrain rein, die verkohlten Stämme fallen und verschwinden, das unaufhörlich ausgerissene Kraut macht nützlicheren Gewächsen den Saft des fruchtbaren Bodens nicht mehr streitig, und die Pflanzung gewinnt allmälig eine Form. Der Garten umgibt das Haus, die Negerhütten erhalten Bewohner, wie die Hürden, deren Geblöck sich jeden Abend mit dem Gesange der treuen Begleiterin des Menschen, der Spottdrossel, vermischt, die ihr Nest in den der Thür am nächsten stehenden Lilas aufgeschlagen und ihren Lieblingssitz auf der Thürschwelle hat. Schon fahren auf den benachbarten Flüssen Piroguen, Böte mit Jägern, die auf Entdeckungen ausgehen, am Ufer sich lagern, und der Familie Wildpret liefern. Die Umgegend wird recognoscirt, Wege geebnet, und der erste Ansiedler wird Herr der Landschaft, König, Obrigkeit und Bürger, er stellt die Republik dar, bis ein neuer Anbauer sich neben ihm niederläßt. Mehre folgen und der große Staat des Sternenbanners hat eine neue Landschaft der riesigen Natur der Tropen abgewonnen.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

2.

Leben der Geishirten in der Schweiz.

Der alte Wandertrieb der Schweizer hat von je eine große Anzahl derselben in merkwürdige und abenteuerliche Lagen geführt, und wenn viele in dem harten Kampf um das Leben sich verloren, so ist doch auch die Zahl sehr groß, welche dabei ihren Charakter stählten und endlich in der Fremde oder der Heimath sich eine tüchtige Existenz schufen. Von mehren solchen Männern, auch aus frühern Jahrhunderten, haben wir Beschreibungen des eignen Lebens, die zu dem Interessantesten gehören, was unsre Literatur von solchen Aufzeichnungen besitzt. Eine öfter gedruckte ist die Selbstbiographie von Thomas Plater. (Im Folgenden ist die Ausgabe von Baldinger, Marburg 1793 benutzt).

Thomas Plater, um das Jahr 1499 in einem Gebirgsthale von Wallis geboren, der Sohn sehr armer Eltern, war erst Hirtenknabe, zog dann als fahrender Schüler durch ganz Deutschland bis Berlin, unter den größten Entbehrungen und den kläglichsten Abenteuern, lernte mit einem unerhörten Fleiß